

„Mit fühlenden Händen und sehenden Augen“. Sensualismus und Aufklärung in Lohensteins *Arminius*-Roman.

Von Alexander Döll. Baden-Baden: Ergon, 2018. 202 Seiten + 30 s/w Abbildungen. €38,00.

Die Würzburger Dissertation von Alexander Döll aus dem Jahr 2016 ist als Fallstudie zu Lohensteins *Arminius*-Roman angelegt und wendet sich damit einem der umfanglichsten und komplexesten Erzähltexte des 17. Jahrhunderts zu. Die Untersuchung selbst gerät mit 175 Textseiten eher kurz, an manchen Stellen wohl zu kurz. Folgt man dem noch verfügbaren Abstract auf der Universitätshomepage, nahm das Projekt seinen Ausgang mit den Tierdarstellungen und den Mensch-Tier-Beziehungen und war ursprünglich im Bereich der *Animal Studies* verortet. Dieser Hintergrund ist nicht unwichtig, weil die Untersuchung von hier ihren induktiven Ausgang nimmt und unmittelbar mit dem fünften Buch des ersten Bandes beginnt. Etwas weiter wird dann verständlich, dass es Döll um dialogische Strukturen geht, um „die Gespräche und die damit verbundenen epischen Darstellungen über die sinnlich wahrnehmbaren Phänomene der Natur“ (10), zu denen dann auch Tiere, aber ebenso natur- und kulturgeschichtliche Referenzen zählen können. Dabei beschränkt sich Döll bewusst auf „nur fünf von 18 Büchern des Romans“, anhand derer er die für ihn wichtigen „Gelenkstellen der Handlung“ in den Blick nimmt (38).

Aufgrund der skizzierten Rezeptions- und Forschungsgeschichte will die Studie ein frühauflärerisches Potential des Romans erkunden, das im Sinne des *New Historicism* an den „intertextuellen Verflechtungen“ (36) abzulesen sei und das physikotheologische Positionen, wie sie mit Brockes im frühen 18. Jahrhundert sichtbar werden, schon in den 1680er Jahren vorwegnehme. Methodologisch und terminologisch bleibt allerdings unklar, wie die philologische „Analyse der Textoberfläche“ mit „ähnlichen Phänomenen der außerliterarischen Welt“ zusammenhängt (36). Mehrfach betont Döll das bei Lohenstein verhandelte „Tatsachenwissen“ (10, 124, 174), unterlässt es dann aber, die zeitgenössischen poetologischen, rhetorischen und narratologischen Prämissen – sozusagen die *Spielregeln barocker Prosa* (Thomas Althaus und Nicola Kaminski 2012) – zu berücksichtigen, unter denen dieses Wissen literarisch bearbeitbar wird. Nicht zuletzt gegenüber Thomas Borgstedts Studie *Reichsidee und Liebesethik* (1992) möchte Döll weitere „Fehldeutungen“ vermeiden, indem er die „naturwissenschaftlichen und religiösen Dimensionen des Werkes“ beleuchtet (12). Durchaus vollmundig geht es weiter, wenn sich die Arbeit „aus der neopositivistischen Sammeltätigkeit emanzipiert und wieder genuin literaturgeschichtliche Fragestellungen entwickelt“ (29). Einerseits soll also eine wissens- und kulturgeschichtliche Perspektive zurückgedrängt werden, andererseits bietet Döll als Ersatz nicht viel mehr an als die „neuen ideologischen Gehalte“, die den „konventionellen barocken Roman“ in seiner „Form“ aufladen (35). Das „Instrumentarium der formalanalytischen Schule“ (33), das Döll mit den Arbeiten von Haslinger, Bender und Kraft nutzen möchte, bekommt es dementsprechend mit ideen- oder motivgeschichtlichen Referenzen zu tun. Gewissermaßen quer zu den diskurshistorischen und intertextuellen Bezügen liegt dann aber die Vorstellung vom *Arminius* als „literarische[m] Kunstwerk“, das einen „hohen Grad an poetischer Ausformung aufweist“ und eine eigene „fiktionale Welt“ entwerfe, weshalb bestimmte wissensgeschichtliche Zugriffe darauf nicht statthaft seien (9). Später ist auch vom „ästhetischen Gesamtcharakter dieses Kunstwerks“ (82)

die Rede. Von derlei genieästhetischen Voraussetzungen scheint auch Dölls Autorchaftsverständnis geprägt: Lohenstein „zeigt uns nicht die Dinge, wie sie wirklich sind, sondern wie er sie gesehen hat.“ (37) Wie sich diese Position, die zudem die Rede vom „Spätwerk“ (107, 110, 119, 160) wiederholt ins Zentrum rückt, zum behaupteten „Tatsachenwissen“ verhält, bleibt leider offen.

Trotz der beobachtungssprachlichen und methodologischen Ungenauigkeiten ergeben sich in den Analysekapiteln durchaus neue Perspektiven, die durch die zahlreichen Abbildungen auch visuell zum Ausdruck kommen. Döll verhandelt Bezüge zur „unbelebten“ und „belebten Natur“ (39, 79), worunter einmal ägyptologisches, geologisches und astronomisches Wissen über den barocken Makrokosmos und einmal „Tier- und Pflanzenbeschreibungen in mikroskopischer Detailgenauigkeit“ (79) verstanden werden. Im ersten Fall ergeben sich zahlreiche Verbindungen zu Athanasius Kircher, den Lohenstein intensiv rezipiert und dessen umfängliches „Buchwissen einer kritischen Prüfung“ (48) unterzogen werde, zumal hinsichtlich der Bewusstwerdung des kopernikanischen Weltbildes. Es sei dahingestellt, ob Kirchers Vorstellungen vom Erdinneren mit dem Attribut der „unbelebten Natur“ treffend bezeichnet sind. Vielmehr erweist sich das empirisch erhobene „Tatsachenwissen“ als Materialbasis für die Techniken der Evidenzproduktion sowie der *inventio*, *dispositio* und *conversatio*, die bei Lohenstein variantenreich eingesetzt werden. Der Roman rekurriert mithin auf Textbestände und auf Darstellungstraditionen zumal der beliebten Kolloquienliteratur, wie sie von Harsdörffer und Francisci im deutschsprachigen Raum verbreitet werden. Gerade mit Kircher hätten sich noch manche produktiven Überschneidungen zur Geschichtswissenschaft ergeben, die das *Theatrum Kircherianum* (Tina Asmussen, Lucas Burkart und Hole Rößler 2013) und die *Scientia Kircheriana* (Tina Asmussen 2016) kürzlich minutiös erforscht hat. Etwas vage bleibt demgegenüber die Einschätzung, der Roman verbleibe in den untersuchten Episoden bei einer „radikalen Realistik“ (73).

Im zweiten Fall der ‚belebten Natur‘ rekonstruiert Döll die von England und vor allem von Robert Boyle ausgehenden physikotheologischen Überlegungen, mit denen „das emblematisch-allegorische Weltbild“ (88) und eine „heilsgeschichtliche Perspektive“ (99) abgelöst würden. Überhaupt geht es der Arbeit um die Aufwertung der englischen und niederländischen Wissenstraditionen, einen frühen Empirismus, Materialismus und Mechanizismus, mit denen der bisherigen Forschung entgegengetreten wird. So lehrreich die Ausführungen an dieser Stelle sind, es wäre interessant gewesen, auch die Medienformate in Augenschein zu nehmen, mit denen jenes Wissen transferiert wird. Eberhard Werner Happs *Relationes curiosae* etwa, die in den letzten Jahren mehrfach beachtet wurden, greifen die neuesten Entwicklungen zur Mikroskopie mit zahlreichen Illustrationen auf.

In der Folge komplementiert Döll die Untersuchungen zur ‚äußeren‘ Natur mit ‚Lohensteins Anthropologie‘ (138), womit auf die ‚Natur des Menschen‘ (130) gezielt wird. Die Figurendialoge sind typischerweise in den Garten verlegt, so dass zu Recht die neuplatonischen Vorläufer wie Lipsius oder Cudworth herausgehoben werden. Ob die wahrnehmungshypothetischen Merkmale, die Döll an den Gesprächen in Gesellschaft festmacht, mit Begriffen wie ‚Sensibilität‘ und ‚Empfindsamkeit‘ (109), die wiederum aus dem von Gerhard Sauder herausgegebenen Band zu *Theorie der Empfindsamkeit und des Sturm und Drang* (2003) stammen, angemessen beschrieben werden, ist jedoch anzuzweifeln.

Zuletzt steht das „Feld frühaufklärerischer Religionskritik“ (141) zur Debatte, auf das Döll die „Ikonographie der vielbrüstigen Isis“ und damit doch noch eine „Naturallegorie“ führt (150). Der *Arminius*-Roman wird so im Umfeld des Deismus und Spinozismus situiert und gleichzeitig gegen solche Lesarten in Stellung gebracht, die einen protestantischen Einfluss oder eine „heilsgeschichtliche Ausrichtung“ (168) favorisieren. Stattdessen sieht Döll bei Lohenstein einen „Umwertungsvorgang“, der „Folgen für die moderne Naturwissenschaft, die Säkularreligion der Aufklärung, den Monismus des 19. Jahrhunderts und selbst für die Ökobewegung des 20. Jahrhunderts“ (174) habe. Für eine Arbeit, die sich eigentlich auf die philologische Stellenlektüre eines einzigen Romans bescheidet, ist das freilich eine überdimensionierte These. Lässt man Dölls literatur- und wissensgeschichtliche Meinungsfreude außer Acht, dann finden sich einige neue Einsichten zur diskurshistorischen Einordnung des *Arminius*-Romans, die zu weiterer Beschäftigung herausfordern.

Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

—Christian Meierhofer

Kein Herder-Bild. Studien zu einem Weimarer Klassiker.

Von Gerhard Sauder. Herausgegeben von Ralf Bogner. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 2018. 327 Seiten. €56,00.

Siebzehn Arbeiten über Herder, die Gerhard Sauder seit 1989 vorgelegt hat, sind nun in einem Sammelband erschienen. Der Titel, den der Verfasser für die Sammlung gewählt hat, *Kein Herder-Bild*, stammt zwar aus einer dieser Arbeiten, er mag aber zugleich als Charakterisierung des Ganzen gemeint sein. In dieser Sammlung handelt es sich nicht um eine endgültige Synthese, ja nicht um ein Gesamtbild Herders; die Schwierigkeit zu einem solchen zu gelangen wird in der fraglichen Studie anhand von schriftlichen und bildlichen Portraits Herders demonstriert. Diese beginnt mit der bekannten, in Kapitel 78 der *Vorschule der Ästhetik* nachzulesenden Bemerkung Jean Pauls, nach der Herder „kein Stern erster oder sonstiger Größe war, sondern ein Bund von Sternen, aus welchem sich dann jeder ein beliebiges Sternbild buchstabiert“. Die Vielfalt der verschiedenen Herder-Interpretationen hat den letzten Teil der Aussage bestätigt, und auch der erste Teil ist zutreffend: Eine zentrale Schwierigkeit bei der Interpretation Herders als „Gesamthänomen“ ist seine Vielseitigkeit. Wie lassen sich seine Schriften zu Geschichtsphilosophie, Erkenntnistheorie, Sprachtheorie, Literaturkritik, Poetik, Pädagogik, Theologie, nicht zuletzt seine eigene Dichtung und seine Übersetzertätigkeit zu einem Gesamtbild zusammenfassen? Wie Sauder feststellt, sind Herders Werke zu keinem hierarchischen System geordnet: „Herder hat sein Wissen ‚zerstreut‘. Die einzelnen Arbeiten stehen gleichberechtigt nebeneinander“ (267). Ein Faktor, der zur Vielfalt der Interpretationen beiträgt, ist die Polysemie der von Herder verwendeten Begriffe, auf die auch Sauder verweist, sowie seine Vorliebe für Metaphern und Analogiebildungen statt abstrakter Begriffe und Beweisketten. Weiterhin tragen die vielfachen Hindernisse und Missverständnisse in der Rezeption seines Denkens dazu bei, einen Überblick zu erschweren: Die Kontroverse mit Kant hatte Herders Ruf in den Augen all jener seiner Zeitgenossen verdorben, die die „transzendente Wende“ mitgemacht hatten, was dazu führte, dass sein Name nicht erwähnt wurde, auch wenn etwas von ihm übernommen wurde. Dass der Nationalismus des neunzehnten Jahrhunderts Herder als Galionsfigur beanspruchte, hat eine sachlich